

Thomas Schwinn

Zu Uwe Schimanks Versuch einer integrativen Theorie der modernen Gesellschaft

Theoriearme Empirie und falsche Theoriebildung

Uwe Schimanks Intention, makrosoziale Strukturdimensionen konzeptionell zu integrieren, ist grundsätzlich zu begrüßen. Schon in den 1990er-Jahren haben er und der Autor der vorliegenden Zeilen auf die Notwendigkeit der Kombination von Differenzierungs- und Ungleichheitstheorie hingewiesen (Schimank 1998; Schwinn 1998; 2004; 2007). Von Seiten differenzierungstheoretisch Interessierter hat dies einige Anstrengungen ausgelöst, nach Brücken zu suchen (vgl. etwa jüngst Itschert 2013; Schwinn 2013/14). Bei den Ungleichheitsforschern ist dieser Aufruf weitgehend wirkungslos verhallt. So fehlt in dem für die Ungleichheitsdiskussion repräsentativen Sammelband von Solga et al. (2009) jeglicher Bezug auf die Debatte (vgl. jedoch Rössel 2011). Nun gehört Theoriebildung nicht zu den besonderen Stärken der Ungleichheitsforschung der letzten Jahrzehnte.¹ Sie hat sich auf empirisch immer ausgefeiltere Methoden konzentriert, die viele durchaus interessante Detailerkennnisse zu Tage gefördert haben. Zugleich vermittelt diese Forschung aber auch den Eindruck, dass der Erkenntnismehrwert eher abnimmt. Auf der anderen Seite hat die Differenzierungstheorie keine nennenswerte empirische Forschung hervorgebracht.² Da die Dynamik der Ungleichheitsforschung sich vor allem aus widersprüchlichen und kontroversen empirischen Ergebnissen ergibt, fehlen auf Seiten der Differenzierungstheorie gleichsam handfeste empirische Ergebnisse, die die Ungleichheitsforscher veranlassen könnten, aktiv zu werden.

Schimanks vorliegender Text setzt konzeptionell, nicht empirisch an. Das muss der erste Schritt sein. Man kann nicht eine differenzierungstheoretisch ausgerichtete empirische Forschung auf den Weg bringen und dann hoffen, dass im Austausch und der Konfrontation mit den Ergebnissen der Ungleichheitsforschung der Zustand der Sprachlosigkeit zwischen den beiden Forschungstraditionen überwunden werden könne. Bevor das Verhältnis der beiden makrosozialen Strukturachsen nicht theoretisch-konzeptionell geklärt ist, würde man zwei Empirien produzieren, die den Zustand perpetuieren. Schimank empfiehlt, die grundlagentheoretischen zugunsten der gesellschaftstheoreti-

1 Zu einer anderen Einschätzung vgl. Schroer 2010. Die zentralen programmatischen Artikel in Solga et al. 2009 sind älteren Datums.

2 Burzan et al. 2008 ist ein solcher Versuch und zugleich eine Ausnahme.

schen oder makrosoziologischen Anstrengungen zurückzustellen. Darin ist die Diagnose einer Fehlentwicklung der Theoriebildung enthalten. Diese erschöpfe sich zu sehr »in der literaturwissenschaftlichen Auslegung eines Korpus kanonisierter Schriften« (Schimank 2013: 7). Diese klassikerorientierte Theoriebildung führe dazu, dass man verfolge, was Max Weber, Niklas Luhmann oder Pierre Bourdieu zu gesellschaftstheoretischen Fragen zu sagen haben (237 f.). Man wisse dann zwar, dass Bourdieu gegenüber Luhmann eventuell mehr Ungleichheits- als Differenzierungstheoretiker sei und umgekehrt. Der Komplexität eines Autors gerecht werdend führe dies schnell zu vielen und

»in der Fülle unüberschaubaren Ergebnissen, wovon dann auch etliche gar kein Gegenstück beim jeweils anderen Angebot finden. Das Gesamtergebn vieler so angelegter Verhältnisbestimmungen ist dann eine erst recht unüberschaubare Überfülle fragmentierter Einzelabgleiche, von denen zwar jeder für sich genommen interessant sein mag, aber keiner geeignet ist, sich in ein geordnetes allgemeines Bild der jeweiligen Theorieperspektive in ihrem Verhältnis zu den anderen beiden Perspektiven einzufügen«. (238)

Solche Totalvergleiche der Theoretiker blockierten eine kumulative, die makrosozialen Strukturdimensionen selbst in den Mittelpunkt stellende Theoriestrategie.

LEGO-Bausteine versus Fertighäuser

Theoriearme, empirizistische Forschung einerseits, falsche Theoriebildung andererseits – insgesamt ergibt dies keine sonderlich positive Diagnose des Fachs. Lässt sich der grundlagentheoretische Schritt zugunsten des gesellschafts- oder strukturtheoretischen Primats überspringen, wie bei Schimank offensichtlich angelegt? Sind die Unterschiede zwischen einer Weber'schen, Luhmann'schen oder Bourdieu'schen Differenzierungstheorie zugunsten *einer* Differenzierungstheorie zurückzustellen? Schimank scheint diese Möglichkeit anzunehmen. Er spricht von »elementaren Kernvorstellungen«, vom »kleinsten gemeinsamen Nenner«, von der »Reinform«, die die Idiosynkrasien der einzelnen Theorieangebote ausblende (239). Für alle drei von ihm verfolgten Dimensionen, Differenzierung, Ungleichheit und Kultur, gebe es solche Elementarbausteine. Durch solche konzeptionellen LEGO-Bausteine verspricht sich der Autor eine kontrollierte Zusammensetzung der drei makrosozialen Dimensionen zu einer stimmigen Gesamtkonstruktion. Die bisher gängigen integrativen Theoriekonstruktionen hätten dagegen ganze Gebäudeteile aus den je anderen Perspektiven übernommen, ohne zu wissen, was in diesen Black Boxes enthalten sei. An Stelle der Übernahme opaker Fertigangebote erlaube die kontrollierte Kombinatorik über die LEGO-Bausteine die »schrittweise Zusammenfügung der drei Perspektiven zu einem nicht-eklektizistischen, sondern die Kernvorstellungen passgenau aufeinander beziehenden analytischen Gesellschaftsmodell« (239).

Schimanks Kritik an einer klassiker- und autorenorientierten Theoriebildung und seine Betonung einer »minimalistischen« (239) Strategie könnte so interpretiert werden, als ob es eine konzeptionelle Ebene unabhängig von grundlagentheoretischen Auseinan-

dersetzungen gäbe. Der Ausdruck »Elementarbaustein« suggeriert eine durch grundlagentheoretische Unterschiede nicht mehr spaltbare Einheit. Nun stellt der Autor fest, dass Gesellschaftstheorie stets eine sozialtheoretische Fundierung benötigt (Schimank 2013: 9) und er selbst optiert für die Handlungstheorie (240). Die Alternative Handlungstheorie oder Systemtheorie ist für ihn die »erste Wegscheide«, an der man den von ihm eingeschlagenen Weg in eine andere Richtung verlassen kann (240). Unklar bleibt dann aber, was »elementar« bedeuten soll, wenn der Ausdruck nur grundlagenbezogen definiert werden kann. Muss man sich dann nicht wieder auf Klassiker- und Theoriediskussionen einlassen, die Schimank gerade unterlaufen möchte?

Man kann aber den vom Autor vorgeschlagenen handlungstheoretischen Weg mitgehen und schauen, wohin er führt. Leider verwendet er den Begriff »Elementarbaustein« in der Folge nicht mehr. Der vorliegende Text scheint aber Folgendes nahezulegen: Gesellschaftliches Zusammenleben ist durch drei Momente oder Dimensionen charakterisiert, die in drei Theoriefamilien thematisiert werden (240). Die differenzierungstheoretische Perspektive rücke das Moment der Produktion von Leistungen, die ungleichheitstheoretische das der Allokation von Lebenschancen und die Kulturtheorien das Moment der Legitimation von gesellschaftlichen Verhältnissen in den Vordergrund. Produktion von Leistungen, Allokation von Lebenschancen als Teilhabe an diesen Leistungen und die Legitimation der Leistungsproduktion und -allokation ist die elementare Skizze und Stilisierung des Ineinandergreifens der drei Perspektiven auf gesellschaftliches Geschehen. Diese Skizze wird von Schimank dann in fünf Schritten weiter ausgearbeitet. Diese Schritte seien in der Reihenfolge nicht beliebig, sondern folgten einer sequentiellen Logik (245 ff.). Gesellschaftstheoretischer Ausgangspunkt der Moderne müsse die funktionale Differenzierung sein, der sich alle weiteren Charakterisierungen einzufügen hätten. Das Erste, was ein in der modernen Gesellschaft Lebender wissen und in Rechnung stellen müsse, ist die institutionell differenzierte Leistungsproduktion, die sich für ihn lebenspraktisch in Gestalt multipler Partialinklusionen darstellt. Im zweiten Schritt kommt die kulturtheoretische Perspektive ins Spiel: Die institutionell differenzierten Leistungsproduktionen basieren auf Wertsphären, die miteinander kollidierende Steigerungsdynamiken freisetzen. Es kommt zu kulturellen Kämpfen über Lesarten gesellschaftlichen Fortschrittes. Im dritten Schritt räumt der Autor der kapitalistischen Wirtschaft im Ensemble der differenzierten Teilsysteme eine gesamtgesellschaftlich dominante Prägekraft ein. Diese entfalte sich als Ökonomisierungsdruck. Erst im vierten Schritt der Modellkonstruktion kommt die Ungleichheitsperspektive ins Spiel. In kapitalistischen Gesellschaften sind arbeitsvermittelte Einkommensungleichheiten zentral, die sich in ungleicher Inklusion in die teilsystemischen, für die Lebenschancen ausschlaggebenden Leistungsproduktionen manifestieren. Daraus entstehen Konflikte um die sozialen Verteilungsrelationen und je nach Konfliktpotential der Ausbau wohlfahrtsstaatlicher Komponenten. Im fünften und letzten Schritt wird die kulturtheoretische mit der kapitalismusgeprägten differenzierungs- und ungleichheitstheoretischen Perspektive verknüpft. Die genuine kulturelle Idee des Fortschritts verbindet sich mit den differenzierten Institutionen und setzt dort

»eine Unaufhörlichkeit des Immer-weiter-Strebens [frei], insbesondere auch mit Blick auf Gleichheit der Lebenschancen von Gesellschaftsmitgliedern – unter meist vorrangiger Berücksichtigung ökonomischer Gesichtspunkte des Wirtschaftswachstums und individuellen Lebensstandards« (260).

Welchen Anspruch kann man mit solchen sehr allgemein gehaltenen Zusammenhangstheoremen verbinden? Die Einschätzungen von Schimank zu ihrem diagnostischen und prognostischen Gehalt sind schwankend. Seine Überlegungen bieten ein nützliches Orientierungswissen zur modernen Grundkonstellation innerhalb derer sich die Dynamik dieser Epoche bewegt. Am konfliktgeladenen Zusammenspiel von System-, Sozial- und ökologischer Integration hat er dies überzeugend demonstriert (Schimank 1998). In diesem Verständnis setzen die drei Ordnungen einen Rahmen von Randbedingungen, innerhalb dessen kontingente Prozesse ablaufen. Die drei Ordnungsdimensionen überlagern sich allerdings auf komplexe Weise und daraus ist kein eindeutiges übergreifendes Entwicklungsmuster der Moderne ableitbar. Die Strukturdimensionen sind intern wie in ihrer Beziehung zueinander umkämpft und konfliktbesetzt und dies »führt erst recht zu unübersichtlichen gesellschaftlichen Verhältnissen und Dynamiken (Schimank 2013: 164). Er wählt in diesem Zusammenhang Ausdrücke wie »Perspektiven auf die moderne Gesellschaft«, die nicht aufeinander reduzierbar sind, oder greift die Metapher des »Scheinwerfers« auf, der ein gesellschaftliches Phänomen aus verschiedenen Richtungen beleuchtet (Schimank 2013: 151). Hier ist der Anspruch auf »heuristische Theorie-Perspektiven«, auf »orienting strategies« reduziert (Schimank 2013: 36).

Parallel dazu ist eine wesentlich anspruchsvollere Intention identifizierbar, die auch begrifflich anders belegt ist. Es ist von einem »integralen Ordnungsmuster« oder einem »Gesamt-Ordnungsmuster« die Rede, in dem die Strukturdimensionen »Punkt für Punkt« und »passgenau« in einem Modell integriert sind (260, 239; Schimank 2013: 15, 23f.). Dieses integrative Modell sei »flächendeckend« und es werden mögliche »Totalanalysen gesamtgesellschaftlicher Strukturodynamiken« in Aussicht gestellt. Beides passt nicht zusammen. Der Perspektivenbegriff und die Scheinwerfer-Metapher sind erkenntnistheoretisch gerade gegen »Passgenauigkeit« und »flächendeckende Totalanalysen« gerichtet. Die Argumentation ist in Bezug auf diese Spannung unentschieden und ungeklärt.

Soziologisch hat dies mit Schimanks schwankendem Verhältnis zur Systemtheorie zu tun (Schwinn 2010a; Schimank 2010; Schwinn 2010b). Als Handlungstheoretiker mag er dennoch nicht von der Idee eines Gesellschaftssystems lassen. »Gesellschaften sind die jeweils größte Art von relativ aus sich heraus reproduktionsfähigen sozialen Gebilden« (Schimank 2013: 15). Er nimmt an, dass dieses soziale Gebilde durch den Mechanismus einer geschlossenen Strukturodynamik charakterisiert sei, in dem »eine zirkuläre Kausalität Regelmäßigkeit als sich wiederholendes Muster des Geschehens hervorbringt. [...] Nur derart geschlossene Dynamiken sind theoretisch modellierbar, nämlich als Mechanismus ausbuchstabierbar« (Schimank 2013: 23f.).

Solche geschlossenen Dynamiken sind aber in der Regel in vielfältige offene Dynamiken eingebettet, die starke Störungen und »hochgradige koinzidentielle Interferenzen« (261) bewirken. Die Logik des Geschehens wird durch »Cournot-Effekte zumeist stark

verwirbelt« (261; Schimank 2013: 24). Ein weiteres Problem erschwert die Modellierbarkeit. Schimank (2013: 151ff.) unterscheidet zwischen keiner, loser und enger Kopplung der drei Theorieperspektiven. Es ist eine naheliegende Annahme, dass »die Gesellschaft« nicht ein geschlossener Mechanismus ist, wie ein Uhrwerk, in dem alle Teilchen und Rädchen perfekt aufeinander abgestimmt sind. Offensichtlich gibt es Prozesse und Dynamiken, die nicht mit anderen verbunden sind, welche, die nur lose und bestimmte, die eng gekoppelt sind. Diese abgestuften Grade von Wechselwirkungen dürften schwerlich durch ein Muster und einen Mechanismus charakterisiert sein. Auch von dieser Seite lässt sich bezweifeln, ob »Gesellschaft« eine sinnvolle Analyseeinheit darstellt.

Wie die erkenntnistheoretische, Perspektive versus Totalanalyse, weist auch die im engeren Sinne soziologische Problematik eine unentschiedene Spannung in Schimanks Ausführungen auf: Gesellschaft als modellierbarer Großmechanismus versus offene und beziehungslose Dynamiken. Seine Hoffnung und Zuversicht in dem vorliegenden Aufsatz, eine integrale Gesellschaftstheorie vorlegen zu können, war in der zwei Jahre zuvor publizierten Einführung in den Gesellschaftsbegriff noch durch die Befürchtung eingetrübt, ob dies nicht auf eine »dysfunktionale theoretische Überintegration hinausliefe« (Schimank 2013: 176).

Fragen des Primats

Anlass zu weiteren Nachfragen ergeben zwei Weichenstellungen des Modells, die Schimank als solche explizit herausstellt. Die eine betrifft den analytischen Primat der differenzierungstheoretischen Perspektive gegenüber den beiden anderen (246). Er schränkt dies auf die moderne Gesellschaft ein. Dem Interpreten erschließt sich nicht recht, was »analytischer Primat« heißt, wie er begründet wird. Dazu eine besonders un-eindeutige Stelle von Seite 247:

»dass analytischer Primat nicht heißt, dass die differenzierungstheoretische Perspektive in irgendeinem Sinne – etwa für das Verständnis der Lebensführung der Gesellschaftsmitglieder oder der Fragen gesellschaftlicher Integration – wichtiger als die ungleichheits- und die kulturtheoretische Perspektive wäre. Analytischer Primat ist strikt logisch-sequenziell zu verstehen: Das Erste, was man gesellschaftstheoretisch über die Moderne sagen muss, ist, dass sie funktional differenziert ist; alle weiteren – sachlich genauso wichtigen – Charakterisierungen fügen sich dieser Anfangscharakterisierung nicht bloß an, sondern ein«.

Was heißt ein »logisch-sequenzieller Primat«? Die Formulierung legt eine Ursache-Wirkungsbeziehung nahe: Differenzierung geht den anderen beiden voraus, determiniert diese. Auch die These, dass sich die beiden anderen Perspektiven der differenzierungstheoretischen nicht bloß an-, sondern einfügen, ist in diesem Sinne zu interpretieren. Dann wiederum möchte Schimank die Beziehung der drei Strukturdimensionen nicht als »einlinig gerichteten Wirkungszusammenhang« verstehen, der immer von der differenzierungstheoretischen Seite ausgeht, sondern die Wirkungsrichtungen verliefen ge-

nauso auch »andersherum« (245); alle drei Dimensionen sind abhängige wie unabhängige Variable zugleich, sie sind »analytisch gleichrangig« (Schimank 2013: 62, 158). Ferner nimmt der Autor an, dass man für die Erklärung bestimmter sozialer Phänomene gar keine oder nur eine lose Kopplung der drei Perspektiven benötigt (Schimank 2013: 152ff.). Manches lässt sich auch alleine kultur- und ungleichheitstheoretisch erfassen. Wie passt dies zum »logisch-sequenziellen Primat« der Differenzierungstheorie, in der die anderen beiden Analysedimensionen nur eingelagert ihr erklärendes Potential zu entfalten vermögen?

Einen Primat räumt Schimank auch dem Kapitalismus ein (251ff.). Im Ensemble der differenzierten Ordnungen entfaltet diese Wirtschaftsform eine besondere Prägekraft, wird gar zum »Dreh- und Angelpunkt gesellschaftlichen Geschehens«. Wer wollte bestreiten, dass wir in den aktuellen Ökonomisierungstendenzen eine Art Generalmobilisierung aller gesellschaftlichen Bereiche für die Wirtschaft erleben. Schimank behauptet allerdings nicht primär die empirisch zu bestimmten Zeiten mögliche Dominanz des Kapitalismus, sondern er räumt ihm einen theoretisch-konzeptionellen Primat ein. Schaut man sich sein Argument dafür genauer an, stößt man auf das Geld, das als Medium und Ressource der Wirtschaft dieser ein privilegiertes Einflusspotential eröffnet. Es sei »sachlich, sozial und zeitlich viel universeller einsetzbar [...] als andere« (Schimank 2013: 52f.). Geld hat zweifellos dieses Potential, in welchem Ausmaß es allerdings zur Entfaltung kommt, ist insbesondere von politischen Rahmenbedingungen und kulturell legitimierenden und delegitimierenden Sinnbeständen abhängig. Meine Schwierigkeiten habe ich mit Schimanks theoretisch-konzeptioneller Verankerung des Primats kapitalistischen Wirtschaftens. Die Weichen zugunsten des kapitalistischen Primats (251) mögen durch besondere zeitgeschichtliche Umstände, aber nicht durch eine Theorielogik gestellt sein. Mit dieser zementiert man die Ökonomisierungstendenzen und eröffnet keine Kritikmöglichkeiten der aktuellen Verhältnisse.

Theoretisches Modell und empirische Vielfalt

Die Ausarbeitung von Gesellschaftsmodellen, wie sie im vorliegenden Aufsatz im Mittelpunkt steht, ist nach Schimank (2013: 165f.) kein Selbstzweck, sondern hat eine »dienende Rolle« für die Analyse konkreter gesellschaftlicher Phänomene. Er bemängelt die Abkapselung vieler gesellschaftstheoretischer Entwürfe von der Empirie, von »der wirklichen Gesellschaft da draußen«. In welchem Verhältnis stehen theoretische Modellbildung und empirische Gesellschaftsanalyse? Erstere bewegt sich auf einem abstrakten Niveau und kann und will nicht beanspruchen, das So-und-nicht-anders-Gewordensein einer konkreten Gesellschaft zu erklären. In diesem ersten Schritt kommt es auf die logische Stringenz und Widerspruchsfreiheit des Modells an. In einem weiteren Schritt setzt dann »der empirische Realitätstest ein. Dafür müssen die theoretischen Konzepte für viele Ausprägungen moderner Gesellschaftlichkeit, wie sie sich in Raum und Zeit verteilt darstellen, sowie für die verschiedensten gesellschaftlichen Phänomene geschärft werden« (262). Was heißt »Schärfung«? Zu Beginn betont der Autor,

dass die Bausteine des integrativen theoretischen Modells »passgenau« aufeinander bezogen werden (239f.). Wenn das Modell schon passgenau zusammengefügt ist, wie sind dann Korrekturen durch die Empirie möglich? Eine fugenlose Konstruktion kann von außen nur aufgebrochen, eigentlich nur zerstört werden. Jede konkrete Gesellschaft und jedes empirische Phänomen existiert nur unter ganz bestimmten Bedingungen, zu denen die abstrakte Modelllogik immer in einem Abstand steht. Wie weit kann die Passgenauigkeit beanspruchende theoretische Modelllogik getrieben werden, wenn man im Zugang auf die Empirie mit einer Vielfalt an variierenden Bedingungen konfrontiert ist – einer Vielfalt, die sehr wahrscheinlich mit der *einen* Logik in Spannung steht, nicht von ihr adäquat abgedeckt wird? Dazu ein Beispiel: Die Differenzierungstheorie nimmt an, in der Moderne seien Politik und Religion institutionell getrennt. Einen solchen reinen, den Modellannahmen folgenden Zustand gibt es jedoch in keiner konkreten heute existierenden Gesellschaft. Man stellt eine enorme Variation an Politik-Religion-, Staat-Kirche-Verhältnissen, selbst in den durch das Christentum geprägten Gesellschaften des Westens, fest (Brugger 2007; Graf 2013). Von staatskirchlichen Modellen, wie in Skandinavien und Großbritannien, über die »hinkende Trennung« von Staat und Kirche in Deutschland, bis hin zur strikten institutionellen Neutralität des US-amerikanischen Staates gegenüber den Religionsgemeinschaften. Diese Neutralität gilt in den USA aber nicht für die Arenen, in denen um politische Macht und Einfluss gekämpft wird; hier interferieren Politik und Religion in einem Ausmaß wie in keiner anderen westlichen Demokratie. Und dieses amerikanische Modell unterscheidet sich wiederum vom strikten Laizismus in Frankreich. Brugger (2007: 257ff.) identifiziert sechs Modelle zur Ordnung des Verhältnisses von Staat und Religion in modernen Gesellschaften, ohne sagen zu können, eines ist das für die Moderne typische und angemessene.

Hier stößt man auf das wohlbekannte Problem der Beziehung von Soziologie und Geschichte. Je näher und intensiver wir uns mit den sozialwissenschaftlichen Konzepten und Modellen an die historischen und empirischen Gegebenheiten heranwagen, desto mehr müssen wir in der Regel Ausnahmen von und Modifikationen an unseren theoretischen Annahmen machen. Die komplexe Empirie ist immer nur eingeschränkt theoriefähig (Mayntz 2002). Für Max Webers idealtypische Methode ist der Abstand zwischen Modell und empirischer Komplexität konstitutiv. Nun vermute ich, dass auch Uwe Schimank dies annimmt. Mir wird aber nicht ausreichend deutlich gemacht, wie er sich letztlich das Verhältnis seines »integrativen theoretischen Modells der Moderne« (248) zur empirischen Vielfalt denkt. Wenn er gar in einem weiteren Schritt »Totalanalysen gesamtgesellschaftlicher Struktur-dynamiken« in Aussicht stellt und Parallelen zu weltgeschichtlichen und universalgeschichtlichen Entwürfen der Historiker zieht (263), bekommt man den Eindruck, als begreife er die Moderne als einen in sich reproduktionsfähigen Großmechanismus, der einem bestimmten theoretisch modellierbaren Muster folgt. Und mit weiteren empirischen Gesellschaftsanalysen wird man zusätzliche oder modifizierte konzeptionelle Bauelemente gewinnen, mit denen dieser Großmechanismus präziser ausbuchstabierbar ist?

Was wäre eine Alternative zur Frage der Theoriefähigkeit komplexer Makrophänomene? Nur vor dem Hintergrund theoretischer Modelle, die immer nur selektiv einzelne

Merkmalsdimensionen hervorheben und verbinden, wird empirische Komplexität und Vielfalt überhaupt erst sicht- und erkennbar. Die verschiedenen Ordnungsarrangements von Politik und Religion bleiben bezogen auf eine allgemeine Differenzierungstheorie in Bezug auf die sie als Typen oder Varianten erst gewonnen werden können, sei es im Ausmaß der Annäherung oder des Abstandes zu allgemeinen Modellannahmen. Das Abschreiten und Vermessen der Typenvarianten hat eine ungemein erkenntnisfördernde Funktion. Zu erfahren, dass in den staatskirchlichen Varianten Politik und Religion relativ konfliktlos in Beziehung stehen bzw. zu entdecken, wo neuralgische Punkte entstehen, eröffnet Einsichten, die mit der allgemeinen Differenzierungstheorie nicht in den Blick kommen. Die verschiedenen Varianten mit ihren Vor- und Nachteilen können aber nicht zu *einem* integrativen Modell der Moderne (248) zusammengesetzt und synthetisiert werden. Abstraktes theoretisches Modell und Typenvarianz sind aufeinander bezogene, aber nicht aufeinander reduzierbare Analyse- und Erkenntnisstrategien.

In diesem Sinne kann man den Ausführungen von Uwe Schimank in dem vorliegenden Aufsatz folgen. Sie erweitern auf gewinnbringende Weise unser makrosoziologisches Modell-, insbesondere unser Zusammenhangswissen. Und so ist zu vermuten, dass man auch dazu Typen und Varianten entdeckt, in denen die drei Ordnungen in unterschiedlichen Konstellationen und Verbindungen zueinander stehen. Gegenüber der dominierenden Forschung zu Vergleichen einzelner institutioneller Komplexe, Varieties of capitalism, Demokratieformen, Wohlfahrtstypen, Ausmaß der Rechtsstaatlichkeit etc., gegenüber der ländervergleichenden Sozialstrukturforschung und den vergleichenden Kultur- und Religionsstudien leiten Schimanks Überlegungen dazu an, diese einzelnen Perspektiven zu einem komplexeren Bild von Moderne(n) und ihren Varianten zusammenzuführen.

Literatur

- Brugger, Winfried (2007): »Von Feindschaft über Anerkennung zur Identifikation. Staat-Kirche-Modelle und ihr Verhältnis zur Religionsfreiheit« In: Joas, Hans/Weigandt, Klaus (Hg.): *Säkularisierung und die Weltreligionen*, 2. Aufl. Frankfurt a.M.: S. Fischer, S. 253–283.
- Burzan, Nicole/Lökenhoff, Brigitta/Schimank, Uwe/Schöneck, Nadine M. (2008): *Das Publikum der Gesellschaft. Inklusionsverhältnisse und Inklusionsprofile in Deutschland*. Wiesbaden: VS-Verlag.
- Graf, Friedrich Wilhelm (2013): »Einleitung« In: Graf, Friedrich W./Meier, Heinrich (Hg.): *Politik und Religion. Zur Diagnose der Gegenwart*. München: C.H. Beck, S. 7–45.
- Itschert, Adrian (2013): *Jenseits des Leistungsprinzips. Soziale Ungleichheit in der funktional differenzierten Gesellschaft*. Bielefeld: transcript.
- Mayntz, Renate (2002): »Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen«. In: Mayntz, Renate (Hg.): *Akteure – Mechanismen – Modelle. Zur Theoriefähigkeit makro-sozialer Analysen*. Frankfurt/New York: Campus, S. 7–43.
- Rössel, Jörg (2011): »Differenzierung und strukturierte soziale Ungleichheit – gleichrangige Strukturprinzipien von Industriegesellschaften«. In: Schwinn, Thomas/Kroneberg, Clemens/Greve, Jens (Hg.): *Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion*. Wiesbaden: VS-

Verlag, S. 377–397.

- Schimank, Uwe (1998): »Funktionale Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Gesellschaftstheorien und ihre konflikttheoretischen Verknüpfung«. In: Giegel, Hans-Joachim (Hg.): *Konflikt in modernen Gesellschaften*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, S. 61–88.
- Schimank, Uwe (2010): »Wie Akteurkonstellationen so erscheinen, als ob gesellschaftliche Teilsysteme handeln – und warum das gesellschaftstheoretisch von zentraler Bedeutung ist«. In: Albert, Gert / Sigmund, Steffen (Hg.): *Soziologische Theorie kontrovers*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 462–471.
- Schimank, Uwe (2013): *Gesellschaft*. Bielefeld: transcript-Verlag.
- Schroer, Markus (2010): »Funktionale Differenzierung versus soziale Ungleichheit« in: Kneer, Georg/ Moebius, Stephan (Hg.): *Soziologische Kontroversen. Beiträge zu einer anderen Geschichte der Wissenschaft vom Sozialen*. Berlin: Suhrkamp, S. 291–313.
- Schwinn, Thomas (1998): »Soziale Ungleichheit und funktionale Differenzierung. Wiederaufnahme einer Diskussion«. In: *Zeitschrift für Soziologie* 27 (1): S. 3–17.
- Schwinn, Thomas (2004): *Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung*, 2. Aufl., Frankfurt a.M.: Humanities online.
- Schwinn, Thomas (2007): *Soziale Ungleichheit*. Bielefeld: transcript-Verlag.
- Schwinn, Thomas (2010a): »Brauchen wir den Systembegriff? Zur (Un)vereinbarkeit von Akteur- und Systemtheorie«. In: Albert, Gert/Sigmund, Steffen (Hg.): *Soziologische Theorie kontrovers*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 447–461.
- Schwinn, Thomas (2010b): »Erscheinen Strukturen nur als System oder sind sie es wirklich?«. In: Albert, Gert/Sigmund, Steffen (Hg.): *Soziologische Theorie kontrovers*. Wiesbaden: VS-Verlag, S. 472–477.
- Schwinn, Thomas (2013/14): »Kritik der Meritokratie«. In: *Soziale Systeme* 19: S. 184–193.
- Solga, Heike/Powell, Justin/Berger, Peter (Hg.) (2009): *Soziale Ungleichheit. Klassische Texte zur Sozialstrukturanalyse*. Frankfurt/New York: Campus.

Anschrift

Prof. Dr. Thomas Schwinn
Max-Weber-Institut für Soziologie Universität Heidelberg
Bergheimer Str. 58
69115 Heidelberg
thomas.schwinn@soziologie.uni-heidelberg.de